

Prolog

Montag, 29. Februar, 08:37 Uhr

Eigentlich ist das eine Liebesgeschichte. Im Moment wirkt sie aber eher noch wie ein Protokoll mit Zeitansage. Das Narrativ – man gestatte das Modewort – ist weder gefühlvoll noch erotisch, und schon gar nicht romanhaft, geschweige denn romantisch. Es erzählt sachlich die Umstände und den Hergang eines Unfalls, von dem ich mir gerne gewünscht hätte, ihn hätte das Schicksal persönlich dirigiert, und dieses wiederum hätte sich höchstpersönlich eingemischt, um mir Frau Dr. med. Johanna Schönfeld in die Arme zu führen. Nun glaube ich aber nicht sehr an Fama und Fügungen und schon gar nicht an den Konjunktiv der Vergangenheit, der nach Vergeblichkeiten riecht.

Und doch: Manche denken, Fatum und Notwendigkeit seien Unsinn. Das seien bloss simple Zufälle, die sich ins amouröse Spiel gemischt hätten. Mag sein. Lassen Sie mich anstelle einer Schicksalsanalyse einfach von den bizarren Nebenpfaden und fremdartigen Umwegen erzählen, die schliesslich auf die «Strasse des Glücks» führten. Klingt wie eine Vormittags-TV-Serie mit Mannequins als Schauspielerinnen. Ich bitte jetzt gleich präventiv um Vergebung, wenn ich hin und wieder die banale Gegenwart imitiere oder dann verwegen in andere stilistische Zeitzonen abdrifte.

Zudem schreibe ich das hier in der nektariell beglaubigten Unentschlossenheit eines profanen herumgaukelnden, sauergelben Zitronenfalters oder irgendeines anderen Flatterwesens, das unsere penetrant herumtorkelnden Neigungen symbolisieren könnte. Und ich bin mir durchaus bewusst, dass diese Sommervögel diesen Februar und somit meinen Winter nicht kennen, so wie Frösche nicht die Weiten der Ozeane, dem zufolge das Quakmaul halten sollten. Kurz. Genau weiss ich es nicht mehr, wann und mit wem diese Geschichte einer hinausgezögerten Liebe begonnen hat.

Sicher nicht mit Steck, dem Hobby-Bibel-Exegeten. Er hat angerufen. Vor ein paar Minuten. Die Digitaluhr zeigt jetzt 08:46 Uhr. Für mich noch sehr früh am Tag. Ich bin nyktophil. Bitte selber nachsehen. Eos die Morgenfingrige ist nicht meine Freundin.

Der heisst wirklich Steck. Wir können beide nichts dafür. Er noch weniger. Vor allem für seinen Vornamen. Theophil Steck, Gottes Liebling. Ehrenwort. Ich kann's nicht ändern. Möchte es auch nicht. Und ob Gott ihn wirklich liebt, weiss ich auch nicht. Tut er es, dann liebt er auch Dummwurzeln wie diesen Theophil.

Die Wege des Herrn eben.

Wie immer überstürzt, als stünde sein persönliches Schicksal und generell jenes des Christentums auf der Kippe, hat er losgelegt: «Pierre, ich muss mit dir reden. Dein letzter Artikel im Kantonalblatt über die Inexistenz der Hölle hat mir überhaupt nicht gefallen. Als angeblicher Philosoph müsstest du sie besser kennen.»

«Wen denn? Die Oma des Teufels?»

«Nein, die christliche Tradition.»

«Ist doch dasselbe.»

«Also, du bist doch ...»

«Ein lieber Mensch. Ich weiss.»

«Lass das bitte. Das Schicksal der christlichen Tradition ...»

«Du meinst die katholische», habe ich lustlos geantwortet.

«Ja, kann sein, ich muss trotzdem mit dir reden, Pierre», hetzt es jetzt wie immer apodiktisch durch die Leitung.

Zur Orientierung. Ich heisse Pommier, Pierre-Louis Pommier. Pierre genügt aber im Alltag vollauf. Ich bin der um einiges jüngere Bruder von Gustave D. Pommier, Prof. Dr. phil. und Docteur ès lettres, ja genau, der Romanist und Dozent. Beschäftigt sich vorwiegend mit der Literatur des 18. Jahrhunderts in Frankreich. Skurriler Mensch, wie ich Atheist oder wenn's beliebt, ein Agnostiker. Man weiss es nicht genau. Aber beide sind wir harmlos.